



Nr. 32

Donnerstag, den 11. August 1904.

19. Jahrgang

Allerlei Verkehrsmittel.

Die Arch bracht' Noach einst an's Ziel,
Im Auto fährt der Prinz Kyrrill.
Der Dummelzug Stationsweis hält,
Bicycle oft im freien Feld.
Das Gando geht langsam freilich,
Courierzug aber hat es eilig.
Das Dramabar die Wist durchquert,
Im D-Bug auch ein Dieb mitfährt.
Mit Eel reist' einst Vilcan,
Elektrisch' Bahn fährt Rind und Mann.
Fregatte fährt im Sturmgezeiter,
Haler leis auf Champiräder.
Mit Gondeln fährt man in Itale,
Im grüne Gustav hinter Trallje.
Gund zieh'n die Wägelcher mit Wäh',
Sentwage zieh'n Och's, Stail und Rüh'.
Es steigt die Nacht und die Schalupp,
In Jubel schwimmt der ganze Klub.
Der Kreuzer kraut auf hohem Meer,
Hält über Rauffahrtsschiff her.
Im Luftballon wird Manchen schlecht,
Im Lammenschwimmer auch, erst recht.
Maulthiere auf den Bergen trafen,
Motor fliegt in den Chausseegraben.
Den Rochen meist der Fischer braucht,
Das Rülpsch mit zum Reispfend taugt.
Das Kapland Ochsenfischwert stellt,
Der Omnibus am Bahnhof hält.
Die Post stets weiter expedirt,
Die Vierdebahn wird pensionirt.
Das Rennthier rennt herum am Pol,
Bei uns ist „Molle Rad“ Perol.
Der Schwau zog einst den Lohengrin,
Salonboot jekt den Rhein durchziehn.
Torpedo plakt im tiefer See,
Das Landan oft auf der Chaussee.
Das Unterseeboot gibt 'nen Stosch,
Die Ueberraschung ist sehr groß.
Vierpännig ist ein stolz Gepann,
Velosiped fährt Jedermann.
Der Jonas fuhr im Walfischbauch,
Im Wasselwagen reist man auch.
Das Zebra läuft Galopp und Trab,
Die Bahnradbahn bergauf, bergab.

Aus dem syrischen Tagebuch des Leutnants von Bersewitz:

„Weltkrieg“.

„Weltkrieg“ gelesen, von Niemann, he?
Mir doch nicht übel gefallen ...
Autor soll Namerab sein ...
Glaubhaft! Bewandert
Zukunft jezeichnet mit
Möglichkeit nicht zu bej...
Einzig was Ford'ung ... betrifft,
Namerab viel zu bescheiden!
Sieht sich mit Samarbar, ...
Kultverp'ner Hofen aufziehen.
Lächerlich! Gradezu Lumperei!
Weltkrieg dann besser vermeiden ...
Holland doch mind'stens naht Kolonien,
Nordfrankreich, Dänemark, Schweden,
Ostseeprovinzen, Osterreich mit Wien —
Na, um natürlich Monoten!
Unter zehntausend Milliarden nich —
Vorsicht! Aus früheren Fällen —
Meinen unmöglich? — Findet sich!
England ja riesige Quellen ...
Chose indessen höchst subtil,
Besser zu „mottifizieren“:
Besser zu „mottifizieren“:
Dessentlich drüber parlieren!

Aus „Jugend“, München.

Nutzen der Schleppe!

Die Schleppe segt die Straße rein,
Und kann auch sonst noch nützlich sein.
Verdeckt der Dame, die viel lief,
Den Umstand, daß der Absich schief.
Verdeckt selbst bei der feinsten Wäh,
Wenn sie im Unterrod 'nen Nisch.
Und wenn im Seidenstrumpf ein Loch,
Sei es auch groß, verdeckt wird's doch.
Kein Mensch erkennt im Publikum,
Sagt Keine sie, die schief und krumm,
Die gräßlichste Unsauberkeit,
Verdeckt sie bei jedweder Wäh.

Wau-Wau.

Wainz. Batern.

Mein erstes Duell.

Humoreske von Ernst Westhof.

(Nachdruck verboten.)

„Da wird jetzt so viel über das Duell geredet,“ sagte der alte Major Sponholz, „und doch ist es das einzige Mittel, durch das sich ein junger Mensch von Stande in die Gunst seiner Dame einschmeicheln kann.“

Der Major saß auf der Veranda seiner niedlichen Villa und blies dicke Rauchwolken aus einer mächtigen, schwarzen Havanna vor sich hin. Er wartete offenbar auf eine Antwort von mir. Ich aber wollte ihm unter keinen Umständen den Gefallen tun, zu opponieren; denn dann hätte er ja seinen Aerger gehabt, den er täglich, wie andere Menschen ihr Bad oder ihren Spaziergang oder ihren Schoppen Mosel zur Förderung ihres Wohlbehagens gebrauchen.

Einen Augenblick verharteten wir beide in trozigem Schweigen; dann fuhr er auf und schmauchte mich an, wie er wohl in jungen Jahren seinen Feldwebel, angeschmaucht haben mochte.

„Sie sind nicht meiner Meinung?“

„Woher wissen Sie das, Herr Major?“

Wenn ich ihn ärgern wollte, nannte ich ihn „Herr Major“, weil ich wußte, wie sehr er den Titel haßte, weil er mit der ganzen Schwärmerei des Soldaten vom alten Regime an dem weit klangvolleren Titel „Oberst-Wachtmeister“ hing.

Er reagierte auch sofort auf den Titel, aber es erfaßte ihn jener lebenswürdige Zorn, der dem alten Herrn so außerordentlich gut stand, und den ich darum so gern provozierte.

„Ich weiß schon, daß Sie mich ärgern wollen, das höre ich an dem „Herrn Major“, aber ich bin heute nicht dazu aufgelegt; Sie kriegen mich nicht in den Harnisch, Sie Duellgegner. Das Duell ist das schönste Stück von unserem Urväterhausrat, das wir uns in unsere unangenehme, moderne Zeit herübergerettet haben.“

„Aber lieber Oberst-Wachtmeister — ich war jetzt schon etwas milder gestimmt — wie können Sie als vernünftiger Mann und Vater von zwei Söhnen, die in der Armee stehen, so für das Duell eintreten. Es kann Ihnen doch jeden Augenblick einer von den hoffnungsvollen Jungen über den Haufen geschossen werden.“

„Ach was,“ unterbrach mich der Major, „die Duellgegner sind alle Feiglinge.“

„Herr Major, Herr Major, bitte, werden Sie nicht anzüglich!“

„Na ja, Sie sind nicht Militär,“ polterte er weiter, „und haben infolge dessen auch keine Ahnung, wie einem Soldaten ums Herz ist. Wenn er sich nicht vor die feindliche Kugel stellen kann, dann muß er wenigstens seinen Mut und seinen Schneid im Duell bewahren können; und ich behaupte: ein richtig erzogener, gesunder, junger Mann, der muß eine Art Fieber bekommen, wenn er eine gute Duellpistole in die Hand nimmt.“

Jetzt lachte ich aus vollem Halse, sah mir den Menschenmörder von oben bis unten an, und, um ihn zu widerlegen, ohne ihn dabei zu ärgern, sagte ich ganz ruhig:

„Lieber Oberst-Wachtmeister, Sie haben vorher einen Ausdruck gebraucht, der mich eigentlich verletzete.“

„Da können Sie mich ja fordern.“

„Ich werde mich schwer hüten; aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen meine Duellgegnerschaft in einem ganz anderen Lichte wird erscheinen lassen, als jetzt. Ich wollte nämlich auch einmal Offizier werden.“

„Was, Sie wollten Offizier werden und haben sich nicht heute so viel Mut bewahrt, daß Sie mit mir gegen die Duellfeinde fechten?“

„Ach was, lieber Freund, in unserem Kreise gehört viel mehr Mut dazu, ein Duellgegner zu sein, als ein Duellfreund.“

„Unfug!“ wettelte der Alte los, „ich sage Ihnen nochmals, jede gesunde Natur muß sich glücklich schätzen, ein Ausgleichsmittel, wie das Duell, zu haben.“

„Schön also: ich wollte Offizier werden, war sogar schon Fähnrich; das Offizierexamen war bestanden, und ich hatte gerade den Degen bekommen. Wir waren im Manöver und bereits acht Tage auf einem Rittergut einquartiert, einem Rittergut, das einen Engel beherbergte, dem ich natürlich sofort mein ganzes junges Fähnrichsherz geschenkt hatte.“

„Das muß ein schöner Engel gewesen sein, der sich mit einem Fähnrich abgab.“

„Reden Sie mir nicht hinein und halten Sie mit Ihrem Urteil zurück, bis Sie mehr Grundlagen dazu haben. Wie vorzeitig Sie sind, kann ich Ihnen sofort aus der Tatsache beweisen, daß der Engel mich mit einer ganz unkommentmäßigen Kälte behandelte und sich aus einem benachbarten Gutsbesitzerssohn von acht- undzwanzig bis dreißig Jahren, der mir abscheulich häßlich vorkam, augenscheinlich viel mehr machte, als aus mir.“

Der Major lachte — es war das reine Lachen der Schadenfreude — und dann sagte er mit einer lebenswürdigen Bosheit:

„Ich kann dem Engel das so sehr nicht übel nehmen.“

„Ich heute auch nicht; aber damals fühlte ich mich stark genug, den Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben, und stellte alles Mögliche an, mich meinem Engel zu nähern. Aber wie ich es auch anging, es gelang nicht. Immer war der ekelhafte, schwarze Gutsbesitzerssohn um die Wege, und ich konnte keinen einzigen Augenblick des Alleinseins mit der reizenden, jungen Dame erhaschen.“

„Na, und was hat die ganze Geschichte mit unserer Duellfrage zu tun?“

„Werden Sie nicht ungeduldig, Oberst-Wachtmeister, es kommt schon, hören Sie nur weiter zu.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„Ich sagte mir gleich, hier gäbe es mir ein Mittel, wenn ich den Nebenbuhler auf den Sand setzen wollte. Ich mußte einen Streit mit ihm vom Zaun brechen, ihm fordern und todschießen.“

„Bravo!“

„Ja, es hat sich nichts zu braven. Erstens kam die Sache anders, zweitens, als man dachte. Die Provokation ging nämlich nicht von mir aus, sondern von meinem Herren Nebenbuhler. Er überraschte mich, als ich auf die Kniee gesunken war und meinem Engel ein kostbares Bouquet überreichen wollte, schalt mich einem dummen Jungen und drohte mir mit Ohrfeigen, wenn ich mir noch einmal etwas Derartiges gegen die Dame erlauben würde.“

Jetzt lachte der Major, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Ich konnte natürlich nichts anderes tun, als ihm sogleich eine Forderung an den Kopf werfen. Auf Pistolen natürlich, gezogene Pistolen, fünf Schritt Barriere. Nur einer von uns sollte lebend die Waldeck verlassen.“

„Da war wenigstens Schneid drin, und hoffentlich war der schwarze Agrarier Kavaliere genug, Ihre Forderung anzunehmen?“

„Selbstverständlich. Wir bestimmten eine uns beiden bekannte stille Waldecke als Ort und den anderen Morgen, früh fünf Uhr, als Zeit des Waffenganges. Da der Tag, der auf das große Ereignis meines Fähnrichsdaseins folgte, ein Ruhetag war, so stand dem Renkontre nichts im Weg. Nur eins war für mich schwierig: nämlich das Beschaffen eines Sekundanten. Der Hauptmann und die Offiziere waren des Ruhetags wegen nach dem nächsten Landstädtchen gereist, und ich hatte keine Gelegenheit, einen von den Herren vor fünf Uhr zur rechten Zeit zu erreichen. Aber ein eben zum Degenfähnrich avancierter junger Mann, der Mut und Schneid in sich hat, wie ich damals, kennt keine Schwierigkeiten. Für Geld und gute Worte borgte ich mir ein Pferd, nahm alle meine auf der Kriegsschule erlernte Reitkunst zusammen und machte mich, trotzdem der frühe Septemberabend schon hereinkunkelte, auf den Weg nach dem Landstädtchen, wo ich sicher einen von den Offizieren des Regiments zu treffen hoffte. Waffen wollte mein Gegner besorgen.“

„Das war höflich schneidig, lieber Freund,“ lachte der Alte, „ich nehme alles zurück.“

„Hören Sie mir, wie die Geschichte ausging. Ich hatte natürlich, in Gedanken an das bevorstehende Duell, nicht auf den Weg geachtet und war gegen neun Uhr vollkommen verirrt, so daß ich mich genötigt sah, in dem Gasthaus eines großen Dorfes abzufragen, um den richtigen Weg zu erfragen. In der Gaststube war es ziemlich leer; nur ein vornehm aussehender älterer Herr saß beim Abendbrot und unterhielt sich mit dem Wirt. Ich fragte sofort nach dem Weg; aber der ehrliche Gasthalter machte ein bedenkliches Gesicht und meinte, ich sei gerade entgegengesetzt geritten, und es wäre doch eine furchtbare Tour, wenn ich jetzt noch nach dem Städtchen hineinwollte. Natürlich, wenn es sein mußte, dann wollte er mir den Knecht mitgeben, der mich auf den rechten Weg bringen wollte.“

„Meinen Sie nicht auch, Herr Leutnant?“ damit wandte er sich an den Herrn, der zuerst in der Gaststube gewesen war,

„Ein Leutnant? Wahrscheinlich außer Dienst. Ich horchte auf. Der Herr war doch so gut ein Kamerad, wie die Offiziere meines Regiments, und er wohnte vielleicht hier in der Nähe. Wenn ich ihm mit meinem Anliegen nahte. Er würde gewiß meinem Wunsch entgegenkommen und mir sekundieren. Gedacht — getan. Ich trug ihm mein Anliegen vor, und er sah mich erst mit einem eigentümlichen Lächeln von oben bis unten an, dann sagte er: „Also um fünf Uhr und an der Waldecke. Ja, ja, ich kenne sie ganz gut; ich werde zur Stelle sein, lieber Freund!“

Ich schüttelte ihm dankbar die Hand.

„Aber Sie werden auch gewiß zur Stelle sein, Herr Leutnant?“

„Ganz gewiß, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Reiten Sie ruhig nach Hause, ich bin Punkt fünf Uhr am Ort.“

„Na, und wie ging die Geschichte aus?“ fragte ungeduldig der Major.

„Punkt fünf Uhr traf ich mit meinem Gegner an der Waldecke zusammen, aber mein Leutnant ließ sich nicht blicken. Schon maß

mich, der Schwarze mit verdächtlichen Blicken, und sein Sekundant fragte, wo denn der meinte bliebe. Der Unparteiische, den der Gegner gleichfalls gestellt hatte, schüttelte den Kopf, machte aber doch, wie es seines Amtes war, einen Versöhnungsversuch, der natürlich von beiden Seiten energisch zurückgewiesen wurde.

„Da schlug es auf der entfernten Dorfkirche fünf Uhr, und zu gleicher Zeit wurde auch das Rollen eines Wagens auf der Chaussee hörbar, und mein Bekannter vom gestrigen Abend mit zwei uniformierten Schutzleuten erschien auf dem Plan.“

Nun lachte der Major, daß er sich nicht mehr händigen konnte.

„Sie Unglücksrabe Sie. Ihr Sekundant war wohl ein Polizeileutnant in Zivil?“

„Ganz recht. Es glaubte mir natürlich kein Mensch, daß ich es mit dem Duell ehrlich gemeint hatte. Man warf mir Feigheit vor. Ich hätte die Polizei zugezogen. Der wußtschraubende Agrarier, der natürlich so gut wie ich eingeladen wurde, meldete den Fall meinem Regimentskommandeur, und so wurde denn meiner hoffnungsvoll begonnenen Offizierlaufbahn ein jähes Ende bereitet.“

„Das war mein erstes und mein letztes Duell, lieber Oberst-Wachmeister. Seitdem habe ich es nicht mehr probiert, und seitdem bin ich auch ein geschworener Gegner.“

„Da sind Sie ja nicht einmal satisfaktionsfähig?“

Der Major konnte sich nicht fassen vor Lachen.

„Nein, das bin ich natürlich nicht. Und darum bin ich ein Duellgegner... Das leuchtet Ihnen doch ein; denn wenn mich jemand fordert, brauche ich ihm nicht erst meine Schande einzugestehen.“

„Ach so... das begreife ich“, sagte der Alte mitleidig. „Aber hat man Ihnen denn nicht geglaubt, daß Sie den Polizeileutnant für einen Armeeleutnant gehalten haben?“

„Ja, das wohl; aber ich sei in einer Ehrensache leichtsinnig widerfahren, indem ich einen wildfremden Menschen zum Sekundanten genommen, daß ich... na, Sie kennen ja die Formel zur Genüge, vermittle ich früher in Ehrensachen das Todesurteil über junge Offiziere ausgesprochen wurde.“



Humor im Berliner Gerichtssaal.

Kokalspatriotismus.

Der Hauseigentümer Leopold Franke, der Urtyp eines Berliners, ist angeklagt, den Schneidergesellen Haber Kuber-mayer bedroht und thätlich beleidigt zu haben. Der Angeklagte betritt den Gerichtssaal, indem er laut: „Ja'n Morjen, allerseits!“ ruft. Als ihm bedeutet wird, daß er sich auf die Anklagebank setzen solle, schüttelt er energisch seinen großen Kopf und sagt: „Nee, Kinnerkens, äs nich! Uf de Babrecherbanke seze id mir nich, da könnte id mir meine Klust bredig machen, man ja nich!“ „Leopold“ hört man plötzlich aus den Reihen der Zuhörerschaft „Leopold“ seh' Dir man un mach' keene Aiden nich, schlammstienfalls vorkommen wa de Buthsen, wa ha'ms ja, Gott sei Dank zu!“ „Gut, Marie“ antwortet sich lebend der Angeklagte, „wenn's de meenst, da seze id mir!“

Richter: Sie sind der Rentier und Hauseigentümer Leopold Franke?

Angekl.: Herr Gerichtsrath, det bin id. Bislang jänzlich unbestraft, aber daför Waisentrath in unsern Bezirk, Vorstehender von der Einschätzungscommission, bin ooch noch uf andere Weise mit Ehrentämer befaßt, det id in Kriegerverein mit zum Vorstand jehören dhu, det man so nebenbei, det id anno 70 det eiserne Kreuz, wenn ooch bloß zweeter Riete mir aworben habe, det noch nebenbei, wenn id ooch höllisch stolz drauf bin.

Richter: Wie konnten Sie also, ein würdiger alter Herr, sich so weit vergessen, einem harmlosen Menschen zu drohen?

Angekl.: Herr Gerichtsrath, drohen! Id un drohen? Ha'm Sie noch nie in't Lein jesaacht, awenn's de nich det Maul hältst, denn passiert wat?“

Richter (lachend): Ich erinnere mich allerdings nicht, daß ich so etwas schon einmal gesagt habe.

Angekl.: Na, denn war't vielleicht wat ähnlicher. Also, id werde Ihn nu mal vor't Gericht den ganzen Kumpatsch ausnandersehen, det Se sehn, wat id for'n jefährlicher Babrecher bin.

Stimme aus dem Zuschauerraum: Leopold, quatich doch nich so velle, vobesendir dir lieber.

Richter: Schweigen Sie da hinten!

Angekl.: Lassen Se ihn man, det is meine Frau, se meent et jut un hat Recht. — Also nu vobesendir id mir. — Et war doch in den April ercht icherlichet Wetter; wie nu aber die scheen' Toje kamen, da saachte id zu meine Frau: „Marie“, sage id, „mach' dir fertig, aber mirrke nich wieder zwee Stunden,

wa wollen den scheen' Dach jeniehen un mal 'ne Jabbingspartie uf'n Kreuzberg rus machen!“ Marie meente, det wünschste se sich schon lange. Also det pakte ja. Meine Marie pakt 'n paar Brötken un 'ne Flasche Wosel in un wir klettern los. Oben sezen wa uns uf 'ne Banke, da sibt der Schneidergeselle, un wie wir Balliner nu sin, jesprächig un zujänglich, komme id mit den Schneider in't Jespräch. Id frage ihn, ob er wo anders, wie uff'n Kreuzberg so'ne scheene Aussicht hätte. Da lachte er mir in't Gesicht un red't in so'n Randerwelsch, id ha'm kaum vastanden, er war aus de Schweiz, un da sin de Aussichten velle schoener. Det wurnte mir. Id frage ihn nu, ob er schon mal Untergrundbahn jefahren war det war doch jrohartig, so unter de Menschen un Fuhrwerke Hingusfliegen. Da lachte mir der Schneiderjeselle mit'n janz janneenet Trinsen in't Gesicht un saacht: „Det is ja jarnischt, id bin durch den Sankt Gotthard-Tunnel jefahr'n, det is 'ne velle jroßere Nummer, als die Untergrundbahn“. Und dann meent er noch, der St. Gotthard, det war'n Berg, da könnte unsa Kreuzberg 'n paar hundert mal rin un rus. Det war mir als Balliner zu velle, det wa ma doch zu stark. Id saachte blos: „Sie, dänlicher Bengel, woll'n unsern Kreuzberg kleene machen, Sie? Wenn id mir nich mehr bedächte, da schmiß id ihn den Kreuzberg runter, det se'ne Ahnung von seiner Höhe kriechten. Un dabei jab id'n kleen' Stoß. Daför hat er mir anjezeichnet.“

Der Angeklagte wird wegen Beleidigung zu 10 M. Geldstrafe verurtheilt.

Angekl.: Gut, bezahle id. — Siechte Marie, nu ha't doch meine Bette jewonn', Du jloobst det jinge mich mit Jeld abzumachen. Na, nu konn't!

Die Becherlieder und die Anti-Alkoholiker.

Trübe Betrachtungen von Traugott Thräne, feuchtfrohlicher Dichter im Witz-Wau.

Es richtet sehr viel Unheil an

Der „Anti-Alkohol“,

Wie manches alte, liebe Lied

Wird durch ihn jod und hohlt.

„Wer niemals einen Rausch gehabt“,

Ist jetzt ein braver Mann,

Die Alten „auf der Bärenhaut“,

Die sind jetzt abgethan.

Du „Gaudemanns isidor“,

Feuchtfrohlicher Gesang,

Was bist du altes Burschenlied.

Noch ohne Becherklang?

„In tiefen Keller sib' ich hier“,

— In Trauerflor gehüllt, —

„Das jod voll Neben“ ist jetzt leer

Und wird nie mehr gefüllt.

„Wenn ich einmal der Herrgott wär“,

Was mühte jetzt mir das? —

Denn Mißesheimner gibts nicht mehr,

Wazu das „große Jod“?!

Du alter, braver Vater Rhein,

Nimm Wanderstab und Hut,

Und biete aus im fremden Land

Dein „deutsches Nebenlied“.

O alte Burschenherrlichkeit,

Das sei dein Wanderlied,

Wo man nicht zecht, hat's keinen Klang,

Drum nimm's den andern mit.

Du Gerstenkist, du Nebenlied,

Du deutscher Trunk, abel!

Ude, du deutsches Becherlied!

Ude! Ude! Ude!



Serbe Kritik.

Dichterling: „Mein Gedicht ist wohl etwas lang geraten?“

Revisor: „Lang ist es wohl, aber nicht geraten.“

Leicht geholfen.

„Ach, ich weiß nicht, was ich dagegen thun soll, das Reisen auf der Eisenbahn macht mir immer solche Beschwerden.“

„Na, schreiben Sie's halt ins Beschwerdenbuch.“

Schwer von Begriff.

"Zum Donnerwetter, Triene, siehst Du denn nicht, daß Du mir einen schwarzen und einen gelben Stiefel bringst?"
"Ja, Herr Sekretär, das habe ich wohl gesehen, aber — das andere Paar ist ebenso!"
Aus Nagels Lustige Welt.

Arithmetische Schmeichelei.

A.: Ich möchte nur wissen, wie es unserem Freunde Müller gelang, so rasch die Reigung des reichen Fräulein Schneider zu gewinnen?

B.: Ganz einfach, er schickte ihr zu ihrem achtundzwanzigsten Geburtstag zwanzig prächtige Rosen.

Furchtbare Enttäuschung.

Zwei Berliner Börsenherrn unternahmen eine italienische Reise. Nach der ersten Nacht in Rom sitzt A. beim Kaffee, als B. sehr verstimmt auf ihn zutritt.

B.: Lächerlich! Rom! Auch eine Hauptstadt! Warum ich da eben die Treppe runter und frage den Portier nach dem Zoologischen Garten — is jar keener!

Richtig.

"Haben denn die Bergleute auch einen Schutzpatron?"
"Natürlich, sogar drei, St. Michael, Raphael und Gabriel."

"Warum denn gerade die?"
"Nun, das sind doch die Erzengel."

Vergleich.

Studentin: Für das von der Redaktion angenommene Gedicht habe ich zehn Mark bekommen, und das hat mich natürlich zu weiteren Versuchen angestachelt.

Kindlicher Wunsch.

"Warum singt denn der Kanarienvogel nicht mehr, Papa?"
"Weil er sich rausert."
"Ach, wenn sich Tante Emmy doch auch einmal rausert!"

Der Geizhals.

Wauer (auf dem Totenbette zu seiner Wärterin): Da steht noch a halbe Flasche Haarwuchspanade auf dem Tisch, schmeieren Sie mir die auf den Kopf, da kriegen wenigstens die nichtsnutzigen Verwandten nicht.

Aus den Lustigen Blättern.

Die Soldatenlöcher.

"Gi, Anna, ein Soldat in der Küche!"
Röschin: "Ja, gnä' Frau, Mars regiert die Stunde!"

Widerlicher Umstand.

Verteidiger: "Der Angeklagte hat wohl die Papiere gestohlen; aber schon am anderen Tage gab es einen argen Kurssturz, wodurch er einen großen Verlust erlitt."

Sein Standpunkt.

Student (in der Zeitung lesend): "Die Sicherheit in unserer Stadt nimmt immer mehr ab . . . das merkt ich auch; alle Augenblicke läuft man einem Gläubiger in die Hände!"

Aus der Schule.

Lehrer: "Jeder Mensch ist von Geburt aus mit Vernunft und freiem Willen ausgestattet. Es gibt aber Menschen, welche diese Eigenschaften verloren haben. Wer kann mir solche Unglückliche nennen?"
Schüler: "Die Verheirateten!"

Durch die Blume.

Student: "Nun, ist der Professor bei der Prüfung freundlich gewesen?"
"Sehr freundlich; er hat sogar gesagt, ich soll in sechs Monaten wieder kommen!"

Aus den Weggendorfer Blättern.

Kindermund.

Die kleine Irma: "Mama, wie alt muß man werden, bis man jüdisch wird?"

Mutter: "Wie meinst Du denn das, Kleinsch, wie bist Du darauf gekommen, ich verstehe Dich gar nicht?"

Die kleine Irma: "Ja, sieh mal, Mamachen, ich bin christlich, und Du und Papa auch, aber Großpapa ist jüdisch."

Gummi des Auslandes.

"Warum so traurig, lieber Fremde?"
"Der Arzt hat meine Frau vier Monate ins Bad geschickt."
"Mein Gott, trösten Sie sich, vier Monate sind ja bald hernan."
"Das ist es ja eben."

Aus Jugend.

Die junge Hausfrau.

Er: "Liebeschen, das soll Eiersuppe sein, ich schmecke aber gar nichts von Eiern."
"Aber Karl, ich habe doch sechs Eier darin zwei Stunden kochen lassen, draußen kannst Du sie noch sehen."

Gewichtig.

Studienreife Kesse: "Düfel, soll ich etwas hier bleiben und Dir Deine Zeit verkürzen?"

Düfel: "Um Gotteswillen nicht, lieber Kesse — Zeit ist Geld!"

Beim Wort genommen.

"Aber lieber Graf, Ihre Gattin, eine Perle ihres Geschlechtes; ist doch jedes Opfer werth. Haben Sie ihr denn einen Wunsch verweigert? Ich fand sie fassungslos!"

"So, schon wieder? Gätten Sie mir eine Ahnung, was mich die Fassung dieser Perle schon gekostet hat!"
Aus dem Dorfbarbier.

Vexierbild.



Wo ist der Nachfahrer?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Pommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Redakteur Paul Schnabel, Wiesbaden.



Unterricht für Damen und Herren.

Lehrfächer: Schönschrift, Buchführung (einf., doppelte, u. amerikan.), Correspondenz, Kaufmann, Rechnen (Proz., Zinsen, u. Conto-Corrent, Rechnen), Buchstabe, Kontorunde, Stenographie, Maschinenschreiben, Gründliche Ausbildung, Rascher und sicherer Erfolg, Tages- und Abend-Kurse.

NB. Neueinrichtung von Geschäftsbüchern, unter Berücksichtigung der Steuer-Selbsteinschätzung, werden discret ausgeführt. 2790

Meinr. Leichter, Kaufmann, langj. Fachlehr. a. groß. Lehr.-Inst. t.
Luisenplatz 1a, Parterre u. II. St.

Jede Dame ihre eigene Schneiderin.

Jede Dame fertigt ihre Garderobe, gut sitzend, nach bewährtem System in dem von zahlreichen Schülerinnen gut empfohlenen

Lehr-Institut für Damen-Schneiderei

von Marie Wehrbein

Neugasse 11, 2 St.

5656

Aufnahme täglich. — Gest. Anmeldungen von 9-12 u. 3-6.



Nr. 186.

Donnerstag, den 11. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Bührer.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Der Diebstahl war eine alltägliche Geschichte,“ antwortete Lorenz. „Jenes ungeliche Gerücht nur hat alle mit Blindheit geschlagen. Der Dieb war ein früherer Handlungslehrling von mir, der zur Zeit des Diebstahls bereits seit drei Jahren entlassen war. In diesem Briefe hier erzählt er genau den Hergang. Er trug sich bereits im Alter von 15 Jahren mit dem Gedanken meine Kasse zu bestehlen, und eines Tages gelang es ihm, von den Kassenschlüsseln unbemerkt Wachsabbürde zu machen.“

Der junge Mensch hatte zum Kaufmann wenig Veranlagung und deshalb gab ich ihm den Rath, er solle diesen Beruf aufgeben und ein Handwerk erlernen. Er verließ hierauf Ingolstadt und kam mir im Verlaufe der Zeit vollständig aus dem Gedächtniß. Der Junge wurde Schlosser und als solcher war es ihm ein Leichtes, die Schlüssel nach den Abbürden zu fertigen. Drei Jahre später kam er, um Arbeit zu suchen, nach Ingolstadt und zwar gerade an jenem Tage, an dem ich die folgenschwere Geschäftsreise unternahm. Von meiner Abwesenheit hatte er anscheinend keine Kenntniß. Er schlich sich Abends in mein Haus und brachte zur Nachtzeit seinen Plan zur Ausführung. Nach seiner Angabe verschloß er das Kassenslot und die Kasse selbst deshalb wieder in so sorgfältiger Weise, damit Niemand von meinem Geschäftspersonal in den Verdacht des Diebstahls gerathen könne. Er wußte, daß ich die Schlüssel stets bei mir trug und sie keinem meiner Leute anvertraute. „Ich hoffe“, schreibt er hier, „daß infolge meiner nichtswürdigen That Niemand von Ihrem Personal unschuldig verdächtigt worden ist.“

Diese naive Auffassung dürfte beweisen, daß der Dieb keine Ahnung von dem Unglück hatte, das seine That verursacht hat. Der Dürsche ist nach Amerika ausgewandert und wurde durch eine reiche Heirath im Verlaufe der Jahre ein wohlhabender Mann und eine allgemein geachtete Persönlichkeit. Er schreibt, es habe ihn schon seit Jahren gedrängt, mir das entwendete Geld zurückzugeben; aber er habe nie einen Weg gefunden, wie das zu bewerkstelligen sei, ohne sich bloßzustellen. Die Ursache seines Geständnisses war ein Eisenbahnunglück, bei dem er seine Frau und seine beiden Kinder verlor. Dieser schwere Verlust hat ihn lebensüberdrüssig gemacht. In diesen der Urkunde beigefügten Privatzeilen theilt mir sein Notar mit, daß sich der Leutende ein paar Stunden nach Regelung seiner Hinterlassenschaft erschossen habe.“

„Wenn der Dieb nach Amerika ausgewandert ist und vom ganzen Unglück nichts gewußt hat, das er angerichtet hat, nachher begreife ich nicht: Wer schickt denn nachher das Geld?“ fragte Josef, der vom General dazu aufgefordert, anwesend geblieben war.

Diese Frage wirkte fast verblüffend auf den alten Herrn und seine Tochter. Lorenz blickte verständnislos in das Gesicht des Dieners.

„Sonderbar . . . vollkommen unerklärlich“, sprach der General für sich. Dann erhob er den Kopf. „Die zehntausend Gulden sind uns im Verlaufe der letzten vierzehn Jahre von einem

Anbekannten nach und nach bereits ersetzt worden“, sagte er zu Lorenz geendet. „Anfangs Juli traf die letzte Sendung ein.“

„Das ist allerdings sehr sonderbar“, erwiderte dieser nachdenklich. „Sollte der Dieb durch eine Mittelsperson . . . aber das ist nach seinem Briefe nicht anzunehmen; er hatte ja von allen keine Kenntniß.“

„Diese räthselhaften Geldsendungen bestärkten mich hauptsächlich in dem Glauben an die Schuld meines Schwiegersohnes“, fuhr der General fort. „Meine Tochter und ich waren bis heute der Ansicht, daß die uns zugesandten Beträge von demjenigen herrühren müßten, der die Unglücksumme gewonnen hat. Ich habe auch jetzt noch die Ueberzeugung, daß diese Geldsendungen mit jenem Diebstahl in Zusammenhang stehen. Eine andere Erklärung dürfte sich kaum finden lassen.“

Nachdem der Diebstahl nunmehr aufgeklärt ist, fällt das Gerücht, das über den Verstorbenen damals umlief, in nichts zusammen“, versetzte Lorenz.

„Ja, wer ist dann jener geheimnißvolle Geldspender, wenn es der Dieb nicht ist?“ fragte der General. Und nach einer Pause voll trüber Gedanken fuhr er fort: „Ich muß immer wieder an eine Persönlichkeit denken, die uns seit einigen Wochen sehr beschäftigt. Diese wäre vielleicht in der Lage, einiges Licht in diese dunkle Sache zu bringen. Ein Major Berger, Bataillonskommandant in Passau, interessirt sich nämlich in außerordentlich Weise für meine Familie. Er behauptete meiner Enkelin Emma gegenüber mit aller Bestimmtheit, daß der Verstorbene unschuldig gewesen sei. Berger, der zur Zeit im Felde steht, war früher in Ingolstadt und mit meinem Schwiegersohn befreundet. (Sagen Sie, Herr Lorenz, erinnern Sie sich eines Herrn, Namens Berger, der seinerzeit mit Hartfeld verkehrte. Uns ist der Name gänzlich unbekannt.“

Lorenz sann eine Weile nach. „Nein“, sagte er dann, „ein Berger, der in der besseren Gesellschaft verkehrte, war damals nicht in Ingolstadt. Der betreffende Offizier wird Ihren verstorbenen Herrn Schwiegersohn wohl in München kennen gelernt haben. Es ist auch möglich, daß er sich vorübergehend in Ingolstadt aufgehalten hat.“

„Das ist wohl möglich“, versetzte der General. „Werkwürdig ist nur, daß Major Berger von der Unschuld des Verstorbenen überzeugt ist, meine Familie kennt und uns dennoch keinen Besuch machte, obwohl er sich wiederholt in allerhöchster Nähe von Widenried aufgehalten hat. Berger soll eine große Aehnlichkeit mit Hartfeld haben.“

Lorenz erhob bei den letzten Worten überrascht den Kopf. „Von woher kamen denn die Geldsendungen?“ fragte er nach einiger Zeit.

„Die Briefumschläge trugen sämtlich den Poststempel München“, erwiderte der General.

„War den Sendungen niemals ein Brief beigelegt?“

„Nur die erste Sendung vom August 1856 enthielt einige Zeilen. Der Unbekannte schrieb damals, er sende beifolgend tausend Gulden mit der Bitte, den Betrag für die beiden Kin-

der des unglücklichen Profursen Georg Hartfeld anzuwenden. Er werde zum gleichen Zwecke von Zeit zu Zeit weitere Sendungen und zwar jedes mal unter der Nummer 10000, folgen lassen. Diese Zahl war doch von vornherein sehr bezeichnend! Die Schrift des Briefes war uns unbekannt und offenbar auch entstellt."

"Mir kommt da ein sonderbarer Gedanke, meine Herrschaften," sagte Lorenz nach langem Schweigen. "Herr General sagten vorhin, daß Major Berger eine sehr große Ähnlichkeit mit Ihrem verstorbenen Schwiegersohn habe. Wäre es nicht möglich, daß wir alle in einem Irthum leben, daß dieser Herr und der vermeintlich Verstorbene ein und dieselbe Person sind?"

Frau Hartfeld stieß einen leichten Schrei aus, und Josef fuhr so heftig auf seinem Stuhl herum, daß die Gläser auf dem Tische umzukippen drohten.

"Das ist ja gar net mögli, Herr Lorenz!" rief er aufgeregt. "Nehst diesmal bin i wahrhafti erschrock'n! Herr Hartfeld, Gott hab ihn selig, ist leider seit siebzehn Jahren begraben; da gibst doch gar kein Zweifel mehr, Herr Lorenz!"

"Es war nur ein plötzlicher Gedanke, meine Herrschaften" sagte Lorenz. "Ich glaube ja selbst —"

"Daß mein Schwiegersohn noch lebt und nun gar mit dem Major identisch ist, dieser Fall ist allerdings nicht denkbar", unterbrach ihn der General mit einer Stimme, der man die gebotene starke Gemüthsbewegung anmerkte. "Angesichts dieser räthselhaften Erscheinungen kommt man freilich auf die seltsamsten Gedanken."

"Wenn ich mich recht erinnere", fuhr Lorenz fort, "hat den bei Kelheim in der Donau aufgefundenen und bis zur Unkenntlichkeit entstellten Verunglückten Niemand mehr gesehen, der ihn im Leben gekannt hatte. Die Leiche wurde noch am Tage ihrer Auffindung beerdigt. Der einzige Anhaltspunkt, daß der betretende Mann Hartfeld sein mußte, war eigentlich nur der Mantel, der in einiger Entfernung von dem Ertrunkenen gefunden wurde."

"Das ist richtig", sagte der General etwas betroffen. "Dieser Anhaltspunkt war aber auch vollkommen ausreichend, denn der Mantel und das Notizbuch gehörten Hartfeld. Außerdem stimmte die Beschreibung des Todten auf ihn. Ich habe meinen Diener, den Josef hier, sogleich nach dem Tode jener Unglücksbotschaft nach Kelheim geschickt. Was Josef dort in Erfahrung bringen konnte, war wohl nicht viel mehr, als wir bereits durch die Zeitungen wußten; als wir jedoch den Mantel und das Notizbuch des Unglücklichen haben, ließen wir jeden Zweifel fallen. Einen weiteren Anhaltspunkt, daß jener Verstorbene thatsächlich mein Schwiegersohn war, bot auch der Umstand, daß Hartfeld nichts mehr von sich hören ließ, obwohl er keinerlei Mittel, und, was die Hauptsache ist, auch keine Legitimationspapiere und Zeugnisse bei sich hatte. Auch Ihr Zeugniß hat er in meinem Zimmer liegen lassen. Ohne Papiere hätte er ja nicht acht Tage frei umherlaufen, geschweige denn eine Stelle erhalten können."

"Ja, Herr General haben Recht. Es ist kaum denkbar, daß Herr Hartfeld noch lebt", versetzte Lorenz.

"Unerklärlich aber bleibt es uns, warum er den Tod suchte, obwohl er unschuldig war", sagte der General nach einer kleinen Weile.

"Das finde ich weniger unerklärlich", erwiderte Lorenz. "Hartfeld hatte ein reges Ehr- und Pflichtgefühl und war eine feinführende Natur. Der im Urtheil enthaltene Satz, daß seine Freisprechung wegen Mangel an Beweisen erfolgte, wirkte sicher sehr niederdrückend auf ihn. Die lange Untersuchungsfrist von drei Monaten mag ebenfalls wesentlich zur Untergrabung seiner Willensstärke beigetragen haben. Was der eine gelassen erträgt drückt den anderen zu Boden. Der Schritt Ihres unglücklichen Herrn Schwiegersohnes geschah jedenfalls in einem Augenblicke vollständiger Entnervung; er hat vielleicht den letzten Halt verloren, an den er sich klammern wollte."

Frau Hartfeld, die während des ganzen Gesprächs mit müdem, abgepaarmtem Gesichtsausdruck dagelassen hatte, erblickte bei den letzten Worten bis in die Lippen hinein. Verstört blickte sie ein paar Augenblicke in das Gesicht des Kaufmanns, dann erhob sie sich langsam und verließ, wie eine Träumende das Zimmer.

Lorenz gerieth in die peinlichste Verlegenheit, denn seine Worte waren nur auf den General gemünzt gewesen. Er kannte den alten, verschlossenen Herrn gleich der ganzen früheren Umgebung desselben nur oberflächlich, hielt ihn für roth und rücksichtslos und moß ihm allein die Schuld an dem tragischen Ende Hartfelds bei.

Seit jener Stunde, in der er dem General das Ergebnis der Gerichtsverhandlung überbrachte, nährte er einen leisen

Groll gegen diesen, der anwuchs, als die Unschuld Hartfelds an den Tag kam. Es war ihm ein Bedürfnis, diesem Gefühl in einem geeigneten Augenblicke Luft zu machen.

"Ich muß gestehen, daß mich jenes Gerücht wider meinen Willen etwas beeinflusst hat", begann der General nach einer längeren Pause. "Ich kannte meinen Schwiegersohn sehr gut und hatte ihn lieb gewonnen, aber ich dachte eben: Unmöglich ist es nicht, daß er in einer leichtsinnigen Stunde den Fehler begangen hat! ganz aus der Luft greift man derartige Unschuldigungen nicht. Ich schwankte damals wohl, neigte mich aber doch mehr dem Glauben zu, daß er unschuldig sei. Ich hatte nicht die Absicht, ihn fallen zu lassen. Sein Tod erst befestigte bei mir und meiner Tochter den Glauben an seine Schuld."

"Ich erachte es als meine Pflicht, Herr General, die Enthüllung der Unschuld Ihres Schwiegersohnes durch die Presse zu veröffentlichen. Der Unglückliche war ein Opfer des menschlichen Irthums, ein Märtyrer, und die Veröffentlichung ist notwendig zur Ehrenrettung des Todten."

Der General ergriff die Hand des Kaufmanns und hielt sie mit einem langen Drucke fest. "Sie sind ein braver Mann, Herr Lorenz", sprach er mit Wärme. "Hätte ich auf meinen Lebenswege nur Menschen getroffen, wie Sie, dann wäre ich niemals pessimistisch geworden. Und nun verzeihen Sie einen Augenblick", fuhr er nach kurzer Pause weiter, "ich möchte noch meiner Tochter schauen, sie bleibt etwas lange aus."

Als der General das Zimmer der letzteren betrat, blieb er erschüttert an der Thüre stehen. Den Rücken dem Eingang zugewendet kniete Frau Hartfeld am Tische in der Mitte des Zimmers und blickte, die Hände frampfhaft gefaltet, weltvergessen auf ein kleines halbverlorenes Glasbild vor sich. Hinter dem Bilde lehnte ein schwarzes Sterbekreuzchen, zu dessen Seiten zwei große Wachskerzen brannten.

Der Greis stand lange regungslos. Dann trat er leise an den Tisch und legte die Hand auf die Schulter seiner Tochter. "Verzeihe Marie", sprach er gerührt, "ich war besorgt, es sei Dir etwas Unangenehmes zugefallen." Dann bemerkte er die Glasphotographie auf dem Tische. "Was — der unglückliche Georg?" fragte er überrascht. "Ich habe nicht gewußt, daß das Bild noch existirt."

Als keine Antwort erfolgte, fuhr er nach einer Weile fort: "Bergiß nicht, Marie, daß Besuch da ist! Ich kann Dir's zwar nicht verübeln, Kind, aber Du hast das Zimmer verlassen, ohne Dich bei Herrn Lorenz zu entschuldigen."

"Ich will ihn nicht mehr unter die Augen treten — Ich kann Menschen mehr! Ich bin eine Verworfene, eine Mörderin!" sprach sie mit dumpfer gebrochener Stimme.

"Nun, Marie, das bist Du nicht", erwiderte der General. "Du warst jung und unerfahren, hattest keine Welt- und Menschenkenntniß, hast Deinen Mann nicht gekannt. . . meine Pflicht wäre es gewesen, das Unglück zu verhindern, ich hätte Georg besser kennen müssen; mich trifft alle Schuld!"

"Du standest ihm fremd gegenüber, Vater — ich war seine Freie! Ich hätte unter allen Umständen zu ihm halten müssen, und würde ich das gethan haben, so lebte Georg noch. Sein Tod ist einzig und allein meine Schuld! Vater — heute noch mag ich an sein Grab, das ich Herzlose noch niemals aufgesucht habe. Dort will ich knien und beten und zu dem Todten stehen — er wird mir seinen Trost senden, der Georg; aber ich mag an sein Grab, Vater! Ich mag!"

"Ja, thu' das, Kind", sprach der General mit fast fallender Stimme. "Reise heute noch nach Kelheim! Dort wirst dich vielleicht der Alp von Deiner Vurst lösen. — Mein' Dich aus dort, Kind; und wenn Du an seinem Grabe kniest, Marie, dann — dann schließ mich ein in Dein Flehen und bring mir — — gelte, Marie — bring mir ein wenig Erde mit von Georgs Grab!"

Fortsetzung folgt

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Tannusstr. 4.

Der Schrecken der Mütter

find die Sommermonate nicht mehr, wenn sie ihre Säuglinge und Kinder anstatt mit Milch oder dergleichen, nur mit dem rühmlichst bekannten **Kneipp-Paas-Pasergries** (ärztlich empfohlen) ernähren. Denn derselbe enthält alle Stoffe, welche zu einer **gesunden Blut- und kräftigen Knochenbildung** erforderlich sind, wird **sehr gern genommen** und ist leicht verdaulich, wirkt daher **Brechdurchfall vorbeugend** oder **sofort mildernd**. Rhachitischen, schwächlichen und zahnenden Kindern gebe man **Kneipp-Paas-Pasergries**. **Aber echt nur zu haben.**

Kneipp-Paas, Inh.: Hch. Meyer, Rheinstr. 59,

Telef. 3240. — Bitte genau auf die Firma zu achten. — 3300

Die Bismarckdepeſche.

Humorſte von M. O. Dalberg,

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

III.

Während der Reiſezeit befand ſich im Hotel Belvedere ein eigenes Poſt- und Telegraphenamt. Die Depeſche war ſchnell geſchrieben und ſehr bald mit zwanzig Unterſchriften in alphabetiſcher Reihenfolge bedeckt, wobei Alborgs Name an der Spitze prangte. Um drei Uhr nachmittags wurde ſie im Telegraphenamt des Hotels aufgegeben, und Alſe überzeugte ſich perſönlich am Schalter, daß die Telegraphiſtin ſie auch ſogleich beförderte.

„Wenn wir Glück haben,“ meinte ſie, „ſo können wir noch heute Abend die Antwort erhalten.“

Aber der Nachmittag verging, und es verging der folgende Vormittag und Nachmittag. Keine Antwort traf ein. Und als die Unterzeichner abends nach vergeblidem Harren ihre Zimmer aufſuchten, hatte nur Alſe ihre Hoffnung noch nicht ganz fallen laſſen, wenn auch ihre Zuverſicht merklich ins Wanken geraten war. Als aber auch der zweite Vormittag verſtrichen, ohne die erſehnte Antwort zu bringen, ließ ſie ihr Köpfchen ganz bedenklich hängen und zeigte ein recht vergrämtes Geſicht. Und wenn gar der eine oder der andere der Unterzeichner den Alſeffor Alborg, den alle als den eigentlichen Vater der Depeſche betrachteten, in mehr oder weniger harmloſer Weiſe zu hänseln ſuchte, ſo war die drauf und dran, helle Tränen zu vergießen. Daß Fräulein Kühne ſich jetzt beſonders groß vorſam und daß gerade er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, dem Alſeffor ſpöttiſche und anzügliche Bemerkungen zuzurufen, läßt ſich begreifen.

Als Alborg am zweiten Tage durch den langen Korridor des Hotels ſchritt, ſah er Kühne am Poſtſchalter ſtehen in einer eifrigen Unterhaltung mit der jungen Poſtverwalterin, der er ſeit vierundzwanzig Stunden in ziemlich auffallender Weiſe den Hof machte.

„Na, wo bleibt der Dank vom Hauſe Bismarck?“ rief er dem vorüberſchreitenden Alſeffor zu, der nur mit einem gleichgültigen Achſelzucken antwortete.

Während des Dinners wollte die geſtern noch ſo lebhaft unterhaltung heute nicht in Fluß kommen. Die ſonſt ſo geſprächige Alſe blieb ſtumm, und nur zuweilen ließ ſie verſtohlen einen ſchüchtern mißleidigen Blick zum Alſeffor hinübergleiten, der ſich vergebllich bemühte, dem Geſpräch einen ungewonnenen Anſtrich zu geben. So oft er auch irgend ein neutrales Thema anzuklagen ſuchte, immer wieder brachte eine hämiſche Bemerkung des Heidelberger Studenten, die dieſer möglichſt hörbar ſeiner Tiſchnachbarin Grete ſicher, einem ſchnippischen Backfiſch, zuraunte, die Unterhaltung auf die leidige Angelegenheit zurück. Daß Kühne ſich mit Vorliebe an Alborg zu reiben ſuchte, hatte noch ſeinen beſonderen Grund. Er hatte anfangs Alſe mit Huldigungen verfolgt, war aber verſchiedenemale gründlich bei ihr abgeblitzt und ſah nun im Alſeffor den begünstigten Nebenbuhler.

Gerade hatte dieſer mal wieder die Wetterausſichten für morgen aufs Tapet gebracht, und jeder gab ſeine meteorologiſchen Kenntniſſe zum Beſten, als Kühne wieder dazwiſchenfuhr mit den Worten:

„Ein Telegramm braucht immer Zeit.
Der Weg nach Friedrichsruh iſt weit.“

Dieſer dichterische Verſuch ſollte aber diesmal nicht ungeſühnt bleiben; denn Grete, die mit dem Inſtinkt der höheren Tochter die Ursaachen ſeines Grolls erkannt hatte, zitierte naſerumpſend:

„Und es entbrennt in Fräulein Bruß,
Des Knaben, wilder Groll,
Dem längſt in ſchwarzer Eiferſucht
Die gift'ge Seele ſchwoh.“

eine deklamatoriſche Leiſtung, die ihr von Mama ein „aber Grete!“ vom Studenten aber die Bezeichnung „Naſerweiße Tiergarten-Ränge“ und einen kräftigen Rippenſtoß eintrug, über den ſie mit einem lauten: „Au, Sie Grobian!“ quittierte.

Ueber Mittag hatte ſich der Himmel berodet, und ein feiner Landregen begann herabzurieſeln. Man beſchloß deſhalb, den geplanten Nachmittagsausflug aufzugeben und den Kaffe auf der Veranda des Hotels zu trinken. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich um einige an einander geſchobene Tiſchchen gruppiert. Die

älteren Herren hatten ſich an einem Nebentiſchchen zu einem Kaffeſtück zuſammengetan. Die verheirateten Damen waren in einem außerordentlich intereſſanten Geſpräch darüber vertieft, ob die Hamburger oder die Berliner Dienſtmädchen auf die Nerven der Hausfrauen den ſchädlichſten Einfluß ausübten. Alſeffor Alborg hatte ſich neben Alſe geſetzt und gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſie in leiſen, eindringlichen Worten über die erſahrene herbe Täuſchung hinwegzutroſten, ein Verſuch, der ihm gerade einen verſtohlenen, dankbaren Händedruck eingetragen hatte, als ſich ein Kellner des Hotels dem Tiſche näherte und auf einem Teller eine Depeſche reichte.

„Ein Telegramm an Sie, Herr Alſeffor.“

Dieſe Worte wirkten wie ein elektriſcher Schlag. Die Herren ließen ihren Stuhl im Stich, obſchon gerade ein Grand mit angeſagtem Schwarz heraus war; das Intereſſe der Damen an der Dienſtmädchenfrage war plötzlich erloſchen. Alſes Herz ſchlug faſt hörbar, und ihr eben noch ſo blaſſes, vergrämtes Geſichtchen war von einem glühenden Rot der Freude überſtrahlt. Alles ſtand auf und drängte ſich um Alborg, der die Depeſche noch zaudernd in der Hand hielt und nun die Aufſchrift prüfte. Da ſtand deutlich:

„Alſeffor Alborg und Genoffen, Hotel Belvedere.“

Nun war jeder Zweifel ausgeſchloſſen. „Hurrah! Bismarcks Antwort!“ „Alſo doch noch!“ „Was telegraphiert er?“ „Oeffnen Sie doch endlich!“

So ſchwirrte es erregt durcheinander, und alles pflanzte ſich hinter Alborg auf, der nun das kleine, blaue Kouvart aufriß, worin die Schweizer Poſt- und Telegraphenverwaltung ankommende Telegramme einzufchließen pflegt.

Aber wenn in dieſem Augenblicke durch das Glasdach der Veranda ein glühender Meteorſtein mitten zwiſchen die Kaffeetaſſen gefallen, oder wenn plötzlich das aus den Wolken hervorſtiegende, ſchneebedeckte Maſſiv der Jungfrau in ſich zuſammengestürzt wäre, ein ſolches Ergebnis hätte auf den Geſichtern keinen größeren Wechſel, hätte keinen ſchnelleren Uebergang vom Jubel zum Entſetzen erzeugen können, als wie es jetzt die wenigen Worte des Telegramms fertig brachten:

„Seine Durchlaucht laſſen danken, aber verbieten ſich fernerhin ſolche Zudringlichkeiten.
i. A. Chryſander.“

Als alle, auch die Fernſtehenden, vom Inhalte des Telegramms Kenntnis genommen hatten, brütete minutenlang ein dumpfes Schweigen über der Geſellſchaft. Jeder fühlte ſich durch den ſchroffen, abweiſenden Ton der Antwort mehr oder weniger verletzt. Alſe aber hatte ſich weiß wie die aus der Ferne herüberſchimmernden Gipfel der Alpen, erhoben und war ſtill und unbemerkt von der Veranda fortgeſchlichen. Nur Alſeffor Alborg, dem leiſe Zweifel an der Echtheit des Telegramms aufgeſtiegen waren, und der deſhalb formular und Umſchlag einer genauen Prüfung unterzog, hatte das Verſchwinden des Mädchens bemerkt.

In dem nunmehr ausbrechenden Tumulte und Stimmengewirr, als jeder ſeiner Empörung über die unhöfliche Antwort in mehr oder weniger kräftigen Worten Ausdruck ließ, erhob ſich Alborg, um Alſe aufzuſuchen, denn er fühlte, daß ſie in ihren heiligſten Gefühlen getroffen war und den Beſtand eines Freundes, ſowie tröſtenden Zuſpruch dringend nötig habe.

Als er im Korridor des Hotels am Poſtſchalter vorüberſchritt, rief ihn die Poſtverwalterin an:

„Hier iſt ein Brief für Sie angekommen, Herr Alſeffor Alborg!“ und damit reichte ſie ihm ein ziemlich großformatiges Schreiben.

Alborg dankte, und indem er den Brief an ſich nahm, erkundigte er ſich bei der Poſtverwalterin, ob ſie nicht Fräulein Schrader habe vorbeigehen ſehen.

„Doch, vor wenigen Augenblicken. Wenn ich nicht irre, iſt ſie ins Muſikzimmer gegangen.“

Während Alborg ſeine Schritte dorthin lenkte, warf er einen ſchlüßigen Blick auf den Brief, der in einer großen, charakteriſtiſchen, ihm ſonderbar bekannt vorkommenden Handſchrift ſeine Adreſſe trug. Pflögliſch heſtete ſich ſein Auge wie gebannt auf den Aufgaſtſtempel; dann riß er haſtig das Kouvart auf, und nachdem er einen einzigen Blick auf den kurzen Inhalt geworfen hatte, ſtürzte er geſchäftigen Schrittes ins Muſikzimmer.

Zuerst fand er im Halbdunkel des Saales nicht, die er suchte; und schon wollte er sich wieder entfernen, als ein unterdrücktes Schudgen an sein Ohr schlug. Und dann gewahrte er in der dunkelsten Ecke des Zimmers eine Gestalt, die nur Ilse sein konnte. Das Mädchen saß auf dem Sofa, hatte das Gesicht in beiden Händen vergraben und weinte, weinte in einem so unsagbaren Weh, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Leise trat Alsborg an das schluchzende Mädchen heran und flüsterte mit weicher Stimme: „Fräulein Ilse!“ und als er nicht gleich Antwort erhielt, bat er dringender: „Ilse!“

Sie schien zusammenzuschauern, und dann kam es aus ihrer gequälten Brust stöhnend, mit Pausen, hervor:

„Mir ist so weh . . . Ich möchte am liebsten sterben . . . Können Sie mir verzeihen? . . . Ich bin ja an allem schuld . . . ich ganz allein . . . und nun . . .“

„Und nun?“ fragte er.

„Und nun werden Sie nicht länger hierbleiben wollen und . . . und Sie . . . reisen fort und . . .“

„Und deshalb bist Du so traurig, Ilse, süßes Herzlieb?“ jubelte Alsborg auf, sank neben ihr nieder und zog ihre schlaffe Gestalt an seine Brust, ihr die Tränen von Augen und Wangen küßend, und während Ilse noch überlegte, ob sie weiter schluchzen oder ihr Glück in einem jauchzenden Jodler übersetzen sollte, hatten sich bereits die Lippen der beiden in einem langen Kusse gefunden. Und dann schlang Ilse ihren Arm um seinen Hals und flüsterte ihm ins Ohr:

Du Lieber, Güter! Und Du bist mir wirklich nicht ein bißchen böse?“

„Du böse, mein Herzlieb? Weshalb denn?“

„Siehst Du, es hat mich seit gestern so gequält, und ich habe mir so schwere Vorwürfe gemacht, daß ich Dich zu der Depesche überredet habe und daß Du nun alle die Sticheleien über Dich ergehen lassen mußt. Aber wer konnte auch solche Antwort voraussehen?“

„Nun, so komm hier ans Fenster und lies die echte Antwort von Bismarck, die soeben eingetroffen ist. Die Depesche, die auf die Veranda gebracht wurde, ist zweifellos wieder ein Schabernack von Fritz Kühne gewesen.“

Unter diesen Worten hatte er Ilse zum Fenster geführt. Er öffnete den eben empfangenen Brief, und Wange an Wange lasen beide die großen, markanten Züge des Reichskanzlers:

„Friedrichsruh, 18. Juni 1895.“

Ihnen und den übrigen Unterzeichnern Ihrer heutigen Depesche spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

v. Bismarck.“

Nun erst war alles Weh von ihrer Seele gewichen, und jubelnd schlang sie aufs neue ihre Arme um Alsborg.

„Und nun komm, Erich, laß uns zu den Eltern gehen. Na, die Ueberraschung!“

Und ihres jungen Glückes voll, zog sie ihn fort zur Veranda, wo die übrigen ihren Unmut noch immer nicht verwunden hatten.

„Schwindel, alles Schwindel! Hier ist die richtige Antwort von Bismarck! In seiner eigenen Handschrift!“ jubelte Ilse, mit der rechten Hand den Brief in der Luft schwenkend.

„Und hier, gnädige Frau,“ flüsterte Alsborg, Ilse's linke Hand festhaltend, Frau Schrader leise ins Ohr, „hier stelle ich Ihnen meine Braut, Fräulein Ilse Schrader, vor, und bitte um Ihren mütterlichen Segen.“

Fritz Kühne aber, der sich soeben noch an dem Unmut der anderen geweidet hatte, machte plötzlich ein sehr verlegenes, langes Gesicht und drückte sich still beiseite. Am Abend teilte seine Mutter mit, daß er einen Kommilitonen getroffen habe und mit diesem nach Tyrol abgereist sei.

Inzwischen aber war durch Nachforschungen in Erfahrung gebracht worden, daß der Student unter dem Vorwande, es handle sich um einen ganz harmlosen Scherz, nach langen Verhandlungen von der Postverwalterin einen Telegramm-Umschlag erbettelt hatte, wogegen sie ihm ein Formular, wie solche für ankommende Telegramme benutzt wurden, kategorisch verweigert hatte. Als Ersatz hatte der Student deshalb ein Formular für abgehende Telegramme verwendet, wie sie zur öffentlichen Benutzung in jedem Telegraphenbureau ausliegen. Bei einiger Aufmerksamkeit hätte also die Mystifikation sofort entdeckt werden müssen.

Für den Abend aber hatte Schrader, der frisch gebackene Schwiegerpapa in spe, die ganze Gesellschaft zu einer weißbaudigen, aromatischen Erdbeerbowle eingeladen, und als das Hoch auf das Brautpaar verklungen war, hielt er eine längere, wohlstilisierte Rede, die in den Worten anklang:

„Und in diesem Sinne, meine verehrten Gäste, bitte ich Sie, die Gläser zu ergreifen: Seine Durchlaucht, Fürst Otto von Bismarck, der die deutschen Stämme geeint, der den Nordostseekanal gebaut und der heute dies junge Herzensbündnis zustande gebracht, er lebe hoch und nochmals hoch und zum dritten Male hoch!“

Und achtzehn alte und junge deutsche Kehlen stimmten mit einer solchen Kungenkraft ein und schmetterten so machtvoll ein dreimaliges donnerndes Hoch durch die geöffneten Saalfenster in die würzige Abendluft hinaus, daß Hotelbesitzer, Oberkellner, Kellner und Küchenpersonal bestürzt die Köpfe zusammensteckten. Zwei englische Damen im dritten Stockwerk fielen beim ersten Hoch vor Schreck in tiefe Ohnmacht, aus der sie durch das noch mächtiger tönende dritte Hoch wieder erweckt wurden. Grete Fischer, der Bäckfisch, aber wollte ganz deutlich wahrgenommen haben, daß der sich in der Ferne gegen den dunklen Nachthimmel abhebende Gipfel des Wetterhorns dreimal ganz bedenklich hin und her geschwankt habe.



Friedrich der Große dekorirte einst einen Offizier. „Ew. Majestät,“ sagte dieser, „nur auf dem Schlachtfelde kann ich einen Orden annehmen!“ „Ah, bah,“ entgegnete der König, „sei kein Narr und hänge Er sich das Ding an; ich kann um Seinetwillen doch keinen Krieg anfangen!“

Aus der Zeit der Censur. Aengstlicher fast noch, als die Bücher-Zensoren, waren im vormärzlichen Oesterreich die Theater-Zensoren, und dabei in ihrem kriegerischen Eifer, mit dem sie gegen alles ihnen irgendwie verhänglich Scheinende zu Felde zogen, mitunter geradezu possierlich. Einst hatte in einem Lustspiel eine Person zu einer anderen zu sagen: „Wenn Sie diese Anstellung wirklich erhalten, dann haben Sie Protektion gefunden.“ Daß es möglich sei, daß man in Oesterreich ein Amt nicht bloß durch Verdienst, sondern auch durch Protektion erhalten könne — diesen Gedanken glaubte der Zensor nicht aufkommen lassen zu dürfen, und änderte daher den betreffenden Satz in: „Dann haben Sie Unterstützung gefunden.“ Auch eine „Freiheit“ sollte man sich in Oesterreich nicht „nehmen“ können, und so wurde, denn von demselben geistreichen Zensor die gewiß jedem anderen ganz unverfänglich klingende, alltägliche Phrase: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie darauf aufmerksam zu machen“, in: „Ich gebe mir die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen“ umgewandelt. Ein anderer Zensor scheint ein besonderer Gönner der Hauswirte gewesen zu sein. In einem Dialog, in dem von der stetigen Steigerung der Mietzinse durch die Wiener Hausbesitzer die Rede war, hieß es am Schluß: „Wer sind denn eigentlich diese Tyrannen von Hausherrn?“ Darin fand der Herr Zensor eine „Aufreizung der Besitzlosen gegen die Besitzenden“, und so mußte es denn schlechtweg heißen: „Wer sind denn diese Hausherrn?“ In dem Satz: „Die junge Gräfin ist in eine klösterliche Pension gekommen“, wurde das Wort „klösterliche“ gestrichen und die Gräfin von der Zensur in eine Baronin verwandelt, denn nach „höchster Anordnung“ durften Gräfinnen und Fürstinnen in Theaterstücken keine Rollen spielen, Baroninnen aber waren preisgegeben. Dies eine kleine Blumenlese von Willküränderungen österreichischer Theater-Zensoren. Die Gerechtigkeit gebietet indes, hinzuzufügen, daß solche Albernheiten nicht bloß in Oesterreich, sondern auch anderswo vorgekommen.

Der wachsende Tag. Das bairische Landvolf bemist den wachsenden Tag nach folgender Reimweise: Es wächst der Tag am allerheiligsten Christtag, so weit die Mücke zu gähnen vermag; am Neujahrstag, so weit der Hahn zu gackeln (schreien) vermag, und am heiligen Lichtmessstag, so weit der Hirsch zu springen vermag.